Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Elfter Jahrgang

Nr. 11 — Leipzig, den 18. März — 1897

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1522 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Zum Geburtstage Kaiser Wilhelms I. — Thomas Carlyle. Ein Prophet des neunzehnten Jahrhunderts: 1—2 — Herzensergüsse eines Theologen: 2. Die Lehrfrage — Alttestamentliche Predigten: 2 (Schluß) — Rudolf Kögel als Dichter — Verschiedenes: Ein anti-christlichsozialer Aufruf; Noch einmal die Dünazeitung; Die Hohenzollern und die Religionsfreiheit; Einhundert; Zur Nachricht — Anzeigen

Zum Geburtstage Kaiser Wilhelms I.

Die lange Reihe patriotischer Gedenktage, die uns das Jahr 1895/96 brachte, findet einen schönen und erhebenden Nachklang in der Hundertjahrfeier der Geburt Kaiser Wilhelms I. Als wir den neunzigsten Geburtstag feierten, war er noch ein Lebender unter seinem Volk; wenige Monate später trauerten wir um seinen Abschied. Ein zehnjähriges Stück Weltgeschichte ist seitdem über sein Grab dahingegangen; kleiner oder dunkler ist sein Bild dadurch nicht geworden, und ob hier die Verstimmung, dort die Bewunderung versucht hat, das Urteil in einseitige Bahnen zu drängen, Wilhelm Weißbarts Gestalt lebt im Gedächtnis des preußischen und deutschen Volkes fort als die Gestalt eines demütigen Helden und treuen Vaters. Und wenn am kommenden Sonntag auch die Kanzeln der evangelischen Kirchen von der Erinnerung an ihn wiederklingen werden, wird es die hehre Aufgabe der Prediger sein, die sich von selbst durch ihre innere Wahrheit dem frommen Betrachter dieses Lebensgeschicks aufdrängt, diesen Kaiser emporzuheben über der Parteien Haß und Gunst und die göttliche Fügung vor allem zu preisen, die diesen Charakter schmiedete und ihm sein Werk verlieh. Ob er selbst oder seine obersten Diener mehr Verdienst haben um das neue Reich, diese und ähnliche Fragen schwinden angesichts der großen Thatsache, daß der Allmächtige jene Menschen zusammengefügt und in der Erfüllung der Zeit ihnen das große Gelingen geschenkt hat.

So ist der fromme Glaube sonderlich berufen, an diesem Tage ein Wort mitzureden zum Heile des Volks und Vaterlandes. In der Christengemeinde ist er uns nicht Wilhelm der Große, sondern Wilhelm der Begnadigte; ja es ist uns, wie wenn wir ihm wehe thun würden, wollten wir ihn mit einem Beinamen schmücken, den die Geschichte Männern von ganz anderm Gepräge zugesprochen hat, Männern, die wahrlich nicht besser waren als er.

Wir schließen mit einem Lutherwort, das uns schon einmal, bei unserm Nachruf für den Verstorbnen, in die Feder floß: Es liegt nicht an Büchern noch Vernunft, es liegt daran, daß Gott Leute auf Erden schickt. Wenn Gott einem Volke hat wollen helfen, hat ers nicht mit Büchern gethan, sondern nicht anders, denn daß er einen Mann oder zween hat aufgeworfen, die regierten besser denn alle Schriften und Gesetze. R

Thomas Carlyle

Ein Prophet des neunzehnten Jahrhunderts

1

Zu den erfreulichsten und hoffnungsreichsten Vorgängen im geistigen Leben unsers Volkes, zu den Zeichen unsrer Zeit, die neuen Mut machen und den ängstlich und sorgenvoll Fragenden und Forschenden die frohe Ueberzeugung geben, daß der Weg unsers Volkes trotz aller Nöte und unsagbaren Wirren aufwärts und nicht abwärts, vorwärts, nicht rückwärts führt, rechne ich in erster Linie die Thatsache, daß bei uns in den letzten Jahren der Name Thomas Carlyles einen immer hellern Klang gewinnt, sein Einfluß von Jahr zu Jahr — freilich noch nicht in der Masse, aber bei den geistigen Führern und Leitern unsers Volkes — breiter und mächtiger wird. Schon jetzt ist Thomas Carlyle der anerkannte geistige Führer einer nicht mehr kleinen, aber noch schweigsamen und verborgnen Schar von Männern geworden, die vielfach einander unbekannt, oft noch einsam und unverstanden in ihrer Umgebung, doch denselben Weg ziehen in tapfrer Arbeit und derselben mutigen Hoffnung auf ein besseres und nicht mehr allzu fernes Morgen. In seinem Namen grüßen sie sich mit stillem Gruß auch aus der Ferne und von weitem, sein Name leuchtet ihnen voran auf der gemeinsamen Bahn.

Daß das mächtige und erhebende Bild dieses Mannes in immer weitern Kreisen geschaut und verstanden werde, dazu möchten auch die folgenden Ausführungen ihren Teil beitragen. Wenn aber auf dem engen Raume, der mir vergönnt ist, ein wirkungsvolles Bild zustande kommen soll, so empfiehlt es sich, von vornherein das Leben und die Persönlichkeit dieses Mannes unter einem ganz bestimmten Gesichtswinkel zu betrachten, von dem aus wir zwar nicht das ganze Bild, aber dessen mächtigste und hervorragendste Züge gewahren.

Was war denn eigentlich Thomas Carlyle? Auf welchem Gebiet, in welcher Richtung kommt er für uns und unsre Zeit als Führer und Held in Betracht? Es ist nicht leicht, auf diese Frage zu antworten. Er wirkte als Schriftsteller, und nur als solcher, als ein stiller und zurückgezogner, einsamer Litterat, der sich im öffentlichen Leben praktisch grundsätzlich niemals bethätigte. Aber er betrieb die Schriftstellerei nicht um ihrer selbst willen, die Kunst um der Kunst willen, die Lust am Fabuliren war ihm verhaßt. Er gehörte zu der Klasse der Schriftsteller, die im ganzen erst eine Erscheinung der neusten Zeit sind, die ihre Schöpfungen nicht um ihrer selbst willen in freier, unbezwingbarer Lust und Freude am Schaffen hervorbringen, die vielmehr bewußt ihr Wirken in den Dienst einer Tendenz stellen, die mit ihren Schriften eine ganz bestimmte Weltanschauung verkünden und verbreiten und unmittelbar durch sie ins Leben hineinwirken wollen. Man kann aber auch Carlyle nicht einen Philosophen nennen. Man würde seine Bedeutung gar nicht begreifen, wenn man ihn als Vertreter einer neuen theoretischen Weltanschauung verstehen wollte. Man würde mit Recht die Frage erheben können, inwiefern denn seine Weltanschauung irgend einen neuen Gedanken gegenüber der großen und mächtigen Gedankenwelt der deutschen idealistischen Philosophie enthalte. Als Philosoph betrachtet, würde Carlyle immer nur als zweiten oder dritten Ranges erscheinen, als ein Popularphilosoph des deutschen Idealismus mit recht geringen Kenntnissen. Mit größerm Recht könnte man ihn einen Historiker nennen. Er hat der Geschichtsforschung bedeutende Anregung

gegeben; noch heute bekennen deutsche Historiker, daß sie in seinem Geist und unter seinem Einfluß arbeiten. Aber von seinen großen historischen Arbeiten ist doch keine einzige einwandsfrei und eine Leistung ersten Ranges. Carlyles sprunghafte Darstellungsart, seine oft einseitig parteiische Betrachtungsweise, seine vornehme Verachtung aller historischen Kleinarbeit, alles dessen, was man Milieu nennt, seine einseitige und absolute Bevorzugung des Persönlichen in der Geschichte, durch die seine Darstellung oft einen anekdotenhaften Charakter bekommt, seine Methode, nur einzelne wenige Quellen bei seiner Darstellung — oft allerdings mit genialem Scharfblick — herauszugreifen, das alles macht seine Schätzung als einen Historiker ersten Ranges unmöglich. Was seinen historischen Werken bleibenden Wert verleiht, ist nicht die eigentliche Historie darin, oder diese wenigstens nicht allein. Carlyle hat in den großen sozialen und politischen Fragen ein mächtiges Wort gesprochen, dessen Bedeutung im Laufe der Jahrzehnte erst in immer steigendem Maße erkannt wird, aber er ist weder Nationalökonom noch Politiker. Zum Politiker fehlte ihm der nüchterne, klare Einblick in die realen, praktischen Verhältnisse des Tages, zum Nationalökonomen die positiven Kenntnisse.

Carlyle war in erster Linie weder Philosoph noch Dichter, weder Historiker noch Staatsmann noch Nationalökonom, er war mehr als alles das. Wir können das Wesentliche und Charakteristische an dieser Erscheinung nicht anders fassen, als indem wir ihn einen Propheten nennen. Ein Prophet des neunzehnten Jahrhunderts, das war Carlyle, darauf ruht seine bleibende Bedeutung. Mitten im Zeitalter der Maschinen, der gerühmten englischen Nationalökonomie, der Herrschaft des Laisser faire, laisser aller, inmitten einer Nation, die in Alltäglichkeit versunken gelernt hatte, für das einzig Sichere im Weltenrund den Gewinn und Verlust von Pfunden Sterling anzusehen, inmitten einer gebildeten Gesellschaft von unglaublicher Nüchternheit und frevelhaftem Egoismus erhebt sich wunderbar in einsamer Größe die düstre Gestalt des schottischen Propheten. Wunderbar und doch wiederum nicht unerklärlich. Denn wo die Wurzeln seiner persönlichen Eigenart liegen, ist nicht schwer zu sehen.

2

Carlyle entstammte dem schottischen Puritanismus, dieser lebendigsten, geschichtlich wirksamsten und heldenhaftesten Gestalt evangelischen Christentums. Er ist geboren in einem weltentlegnen Winkel Schottlands (in Ecclefechan in der Grafschaft Dumfries, Bezirk Annandale am 4. Dezember 1795). Er stammte aus einem altadligen verarmten Geschlecht — mütterlicherseits war er Nachkomme des John Knox —, aus einem Geschlecht von hartem Holz, das für seinen Glauben trotzig Gut und Blut einzusetzen gewöhnt worden war. Sein Vater war Maurer, seine Eltern besaßen ein kleines Bauerngütchen. Er war wie Luther eines Bauern Sohn. Und wohl konnte Carlyle von seinen Eltern rühmen: „Kein Mann meiner Zeit oder doch kaum einer kann bessere Eltern gehabt haben.“ Tief und mächtig haben sie das Wesen des Sohnes bestimmt. „Ich erscheine mir selbst nur als die Fortsetzung, als der zweite Band meines Vaters,“ so bekannte Carlyle in den herrlichen, dem Andenken seines eben verstorbnen Vaters geweihten Erinnerungen an den Maurer James Carlyle. Und eine noch seltnere Erscheinung war Carlyles Mutter, eine Bauernfrau, die erst schreiben lernte, als ihr Sohn die Universität bezog, in jedem ihrer Worte und Thaten schlicht und einfach, bestimmt und stark, vor der sich der Sohn zeit seines Lebens in tiefer Ehrfurcht beugte. Das Geheimnis dieser seltnen Menschen aber war ihre Frömmigkeit, denn Carlyle wuchs auf in einer Gegend, in einem Volke, in dem die Religion noch Wirklichkeit war und jede Stunde des Lebens bestimmte:

> Es war fünfzig Jahre früher, und ein Evangelium wurde noch zu Menschenherzen und in Menschenzungen gepredigt. Religion war der Polarstern meines Vaters.

Es war eine stille, schweigsame, tapfre Frömmigkeit, die ihre Ausprägung und Darstellung nicht im dogmatischen Bekennen und pietistischer Gefühlsseligkeit fand, sondern in der trotzigen, tapfern und ernsten Art, das Leben zu nehmen, in

treuer, schweigender Pflichterfüllung, vor allem auch in de unerbittlichen Wahrhaftigkeit und dem Haß gegen alles, wa Lüge, Schein und Phrase ist. Hier liegen die Wurzeln de Kraft und Eigenart Carlyles.

Aber freilich diese Welt des Glaubens, in der er auflebt blieb ihm nicht ungestört erhalten. Er hat sie sich erst i wildem Sturme, in langen Jahren heißen Kampfes wieder erringe müssen in einer neuen Form. Der Jüngling, der sich na Edinburgh zum Zweck des Studiums der Theologie begab, fan eine gänzlich fremde Welt hier vor, die auf die sein mit vornehmer Verachtung als auf eine unverständliche We voller Barbarei und Aberglauben herabschaute. In diese modernen Welt waren Glaube und Frömmigkeit unbekannt Worte geworden; an deren Stelle war eine nüchterne, kalt Verständigkeit getreten, die nur das Greifbare, mit Maß un Zahl Meßbare als wirklich nahm; Gott und die Welt de Geistes mit ihren ewigen Ideen waren hier ein unverständliche Vielleicht geworden, das man nicht leugnete, an dem man aber mi skeptischem Achselzucken vorbeiging; jeder Enthusiasmus und jed ehrliche Begeisterung waren als unklare Schwärmerei verschrieen das sittliche Thun war nicht durch den Gedanken einer unend lichen geheimnisvollen und höhern Verpflichtung des Menschen die sich in der Stimme des Gewissens offenbart, geregelt; ma suchte auch die Moral auf Grund einer kühlen und verständiger Berechnung des Nutzens und Erfolgs aufzubauen, den mora lischen Trieb im Menschen auf die egoistischen Triebe der Lus und Unlust zurückzuführen, das Tugendstreben als eine ver feinerte Form des Strebens nach Glück zu betrachten. Di menschliche Gesellschaft bestand nach der geltenden Anschauun aus einer Summe einzelner, innerlich gleicher, nur durch di Verhältnisse unterschiedner Individuen; und wie man di Gesetzmäßigkeit und Ordnung in der Naturwelt in dem gesetz mäßigen Aufeinanderwirken gleicher Atome begründet fand, s betrachtete man auch die menschliche Gesellschaft: man kannt kein andres Band in dieser als die freie Konkurrenz, das frei Sichauswirken und Aufeinandereinwirkenlassen aller natürlicher Kräfte, bei der sich dann wohl von selbst die beste aller Welten herausgestalten werde. Die große Persönlichkeit, die sich nich mit dem Durchschnittsmaß des alltäglichen Lebens messen ließ war von vornherein verdächtig: Despot oder Tyrann, Heuchle oder Schwärmer. Die Wissenschaft dieses modernen Englands war die Nationalökonomie; die Wissenschaft, die damals lehrte wie und durch welche Mittel ein Volk reich werde. Von hie aus wurde letztlich die Ethik als Sozialethik bestimmt, die al das Ziel der menschlichen Arbeit das größtmöglichste Glück de größtmöglichsten Anzahl, „die Prosperität“ eines Volkes hin stellte, die wiederum nach dem Durchschnittseinkommen in Pfunden Sterling bemessen wurde. Die führende Klasse dieses moderner Englands waren die liberal-demokratisch gestimmten Großindu striellen, die ihre Geltung und Ansehen im siegreichen Kamp mit der bisher führenden Klasse des Adels errungen hatten Deren Machtmittel war die Maschine, ihre Machtgebiete de freie Welthandel, die internationale Konkurrenz. Und trefflic hat diese Klasse von Emporkömmlingen jene allgemeine Grund stimmung des modernen Englands, aus dessen Katechismu Worte wie Glaube, Liebe, Pflicht, Erbarmen ausgemer waren, auszunutzen verstanden zu eignem Vorteil. Aus de freien Konkurrenz wurde das Recht der erbarmungslosen Aus nutzung der wirtschaftlich Schwächern durch den wirtschaftlic Stärkern, aus der allgemeinen Prosperität wurde die unerhör Prosperität der führenden Klasse, deren Kehrseite das Darbe und Hungern von Millionen war.

Das war die Welt, in die nun Carlyle hineinverset wurde, mit der er sich auseinanderzusetzen hatte. Die Pforte des Paradieses schlugen hinter ihm zu, und Jahre der entset lichsten Kämpfe, des Zweifelns und Ringens begannen. D alte Welt war ihm bald in Trümmer geschlagen und m kühner Rücksichtslosigkeit und in unerbittlicher Wahrhaftigke räumte Carlyle mit ihren letzten Resten auf. Er ging au weiter als seine Zeitgenossen, er ging nicht an den einzig Wahrheiten, die das junge England in praktischer Verständigk noch hatte stehen lassen, an Gott und dem Gedanken der je

seitigen Welt mit einer kühlen Verbeugung vorüber. Er scheute nicht vor den letzten Konsequenzen zurück und räumte gründlich auf. Auf dem Festland in Frankreich hatte man diesen letzten Schritt ja bereits gethan. So wandelte Carlyle weiter die Bahn des Materialismus und dann des Pessimismus. So wurde ihm die Welt ein ungesundes schmerzerfülltes Golgatha, eine zwecklose Tretmühle, der Mensch ein zweckloses, zum Unglück gebornes und seines Unglücks bewußtes Wesen, vielleicht, daß ein böser Dämon sein Vergnügen daran gefunden, es ins Dasein zu rufen und zu quälen. Er selbst ging mehr träumend als wachend umher, wie Schattengestalten erschienen ihm die Menschen, er lebte einsam, ruhelos, verschlossen und verbittert, wie von einem bösen Geist besessen, mit Selbstmordgedanken ringend, ohne eine Existenz und Existenzmittel. Denn das Studium der Theologie hatte er bald aufgegeben.

Aber die Stunde der Erlösung kam. Schon wirkten auch an ihm die befreienden Mächte. Und mit Stolz dürfen wir es rühmen: die segnenden heilenden Mächte seines Lebens waren die deutsche idealistische Philosophie und die deutsche Dichtkunst; Fichte und Goethe sind es, die vor allem die geistige Entwicklung Carlyles bestimmt haben. Aber es muß auch das hervorgehoben werden: Carlyle ist nicht eigentlich als Schüler dieser Männer zu betrachten, er ist immer nur durch sich selbst und aus sich selbst heraus geworden. Den entscheidenden Schritt seines Lebens that er frei und stellte sich durch ihn auf eignen Grund und Boden. Oder anders betrachtet: der Geist und die Anschauungen, die er in seiner Jugend eingeatmet hatte, wirkten in ihm weiter als verborgne Kräfte und gaben dem Einfluß der deutschen Geistesmächte eine veränderte Richtung und eine andre Farbe. Und so erlebte Carlyle das, was er seine „Bekehrung“ nannte. Er war und blieb im Grunde seines Wesens eben doch Puritaner. Nicht in allmählichem, ruhigem Besinnen durch beharrliche Reflexion und in anhaltender Gedankenarbeit errang er sich die neue Welt von Gedanken, die ihn später beherrschten, sondern der Geist kam über ihn im Sturme und ergriff ihn in einem Moment, und dieser eine Moment war so mächtig und gewaltig, daß Carlyle genau den Ort und die Stunde dieses Wendepunktes seines Lebens später anzugeben wußte. Da rauschte es wie ein feuriger Strom durch seine Seele, und er schüttelte die niedrige Furcht und die unheimliche Angst von seiner Seele ab. Es erwachte in ihm der Mut und der Wille zum Leben. Und wenn es denn auch so sein mochte, daß ein unheimlicher Dämon die Welt regierte, so wollte er sich dem Teufel nicht unterwerfen; sein gottgeschaffnes Ich in seiner ganzen Majestät stand auf und erklärte: Ich bin nicht dein, sondern hasse dich auf ewig. Und nun, da der lähmende Druck von seiner Seele geschwunden war, faßte er den Entschluß, sich in der großen weiten Welt zurechtzufinden, so gut es eben ging; seine Gedanken wanderten durch Zeit und Ewigkeit und kehrten nicht mehr mit leeren Händen zurück: nun redeten vernehmlich der deutsche Idealismus und die herrlichen Gestalten der deutschen Dichter zu ihm, und die Wogen der Zeit verschlangen ihn nicht mehr, sondern trugen ihn empor höher und höher in die Ewigkeit zu Gott, und er fand, daß Gott lieben und ihm sich beugen aller Weisheit Anfang und Ende sei.

W Bousset

Herzensergüsse eines Theologen

2. Die Lehrfrage

Am wichtigsten ist die Frage der Lehre, des Bekenntnisses. Hier liegt die Hauptquelle kirchlicher Ohnmacht. Die dreihundertjährige Erstarrung des Lehrbegriffs stößt die mit der Zeit fortgeschrittnen Gebildeten ab, trägt die Zwietracht in die Reihen der Gebliebnen hinein, besonders der Geistlichkeit selbst, und lähmt so viele gerade der tüchtigsten Pfarrer in ihrer Wirksamkeit. Was ist das Wirken eines Mannes, der nicht unter dem eignen Gesetz seiner Gott allein unterworfnen Individualität steht, sondern unter fremder Norm aus alter Zeit? Ein Strom, der nicht frei im eignen gottgegebnen Bette dahinzieht, sondern mit Schleusen verschändet ist hier und dort, mit Schleusen, die niemals sich öffnen. O diese Capitis deminutio! Wie viele Kräfte gehen der Kirche dadurch verloren, die nie nach außen wirken, nur wühlen und graben in ihrem Erzeuger, ihn innerlich aufreiben! Die Ueberzeugung eines ganzen freien Mannes muß in seinen Worten liegen, sonst spricht er Wind. Es predigt, und man schläft. Besser ein begeisterter Fetischpriester als ein gezwungner Augustanaprediger.

Die Einheit der Lehre kann als etwas Gewichtiges oder gar Notwendiges nicht anerkannt werden. Sie ist überhaupt keine geistige Wertsache. Man sagt zwar immer: ein Bekenntnis müssen wir hochhalten als das Panier, um das wir uns sammeln; und man streitet nur darüber, ob das alte Bekenntnis Panier sein soll oder ein revidirtes. Hat man es denn nie sonderbar gefunden, daß Jesus selbst diese Fahne nicht gestiftet und geweiht hat? Nie spricht er von theoretischen Lehren, immer nur von praktischem Verhalten: Ein neu Gebot gebe ich euch, daß ihr euch unter einander liebet. Ihr seid meine Freunde, so ihr thut, was ich euch gebiete. Und als hätte er diese Verherrlichung des Mundwerks vorausgeahnt: Es werden nicht alle, die zu mir sagen: Herr, Herr! ins Himmelreich kommen, sondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel.

Wann ist denn die Bekenntnisfahne gestiftet worden? Ach in fataler Zeit, als von Jesu Geist schon herzlich wenig mehr zu spüren war.

Als die Reformation die Freiheit des Christenmenschen verkündigte, da ist die Folgerung, daß es keine Zwangsgläubigkeit geben darf, nicht scharf genug gezogen worden. Es wäre wohlfeil, darüber zu schelten. Nur in der Fabel kommt das Neue ganz fertig zur Welt, nicht im Leben. Der freigewordne Mensch ist der knechtgewesene.

Er schleppt des Gefängnisses Schmach,
Ein Stück der Kette nach.

Kein weiterschreitender Genius hat Luthers Werk fortgeführt, so blieb denn die für Alle verbindliche Glaubensnorm als ein fremder Tropfen im evangelischen Blut, als ein Rest von Katholizismus. Nur in der katholischen Kirche kann die Lehre bis aufs Jota einheitlich und ein Alle zusammenhaltendes Band sein, denn da ist das Selbstdenken und Forschen verboten, da ist es leicht, auf jede Tabula rasa dasselbe Bekenntnis schreiben. Dafür ist auch diese Kirche geistig eine Ruine, prachtvoll zwar, aber unbewohnt, der freie göttliche Geist ist längst schon ausgezogen. In der evangelischen Kirche soll Freiheit sein! Wozu wäre die zweite Kirche sonst da? Aus eignem Triebe sollen freie Menschen zu Gott kommen, ein Jeder in seiner Art. Freiheit führt naturnotwendig zur Mannichfaltigkeit. Das sieht man in der Natur überall. Nirgends in Gottes ganzer Welt ist Uniform, nur dort, wo Menschen dekretiren. Geht hin auf hohe Berge, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual: frei, scheinbar gesetz- und regellos streckt alles sich dem Himmelslicht entgegen. Gott kennt eines Jeden Gesetz, aber innen in jedes Wesen hat er dessen Gesetz gelegt und schneidet nicht außen dran herum. So trägt auch jeder Menschengeist sein ureigenstes Individualgesetz von Gott in sich selbst. Die Schere, die nach einer angeblichen Norm zur Einerleiheit zurechtstutzt, ist von Menschen erfunden. Wie? derselbe Gott, der kein Blatt gleich dem andern schafft, der die mächtigen Tannen aufsprießen heißt zu luftiger Höhe und das Moos zu ihren Füßen kriechen läßt, der die Bergriesen türmte hinauf bis zum ewigen Eis und Schnee und im Meer die Schlünde riß unergründlich tief, der Flieger in den Lüften schuf und die Kriecher in der Erde und die Schwimmer im Meer, und Myriaden von Formen in jeder Art, der Gott, der weiß und schwarz und rot und gelb und braun die Leiber der Menschen schuf in unendlich vielen Typen, — der hätte plötzlich gekargt beim Höchsten, das er schuf, beim Menschengeist? Doch nein, gekargt hat er ja nicht! O welch eine Fülle des Reichtums! Aber bange wäre ihm vielleicht geworden ob dem bunten Gedränge der Geister, die er ins Dasein blies. Er rief den Däumling Mensch zu Hilfe: Auf! schneidet und stutzt!? — Geht! der im Himmel sitzt, lacht über euch.

Darum fort mit jeder Uniform für die Geister. Dann schlägt

die Sterbestunde der Kirche, meinst du? Denn so schrankenloser Individualismus zersprengt jede Gemeinschaft. Ach! das glaubst du wirklich? Steht ein Heuchler, der den Katechismus so aufsagt wie du, dir näher als ein edler Mann, der nur nicht zur Höhe deiner Glaubensüberzeugung emporgeklommen ist? Hast du nie in einer Gemeinschaft gelebt, die durch Gegensätzlichkeit, durch geistige Reibung, daß es Funken gab, immer inniger wurde? Gleichheit des Denkens und Glaubens wäre das einzige Gemeinschaftsband? Dann wäre lange schon die evangelische Kirche zerborsten. Einerleiheit des Denkens giebt es nur da, wo kein Denken ist, oder in den formalen Wissenschaften, im Protestantismus nicht. Es ist bisher Keinem gelungen, auch nur für seine Gegenwart eine Summe von Lehrpunkten zu bestimmen, die für Alle verbindlich wären. Die Kirche besteht aber dennoch. Es muß also ein andres Band sie zusammenhalten; das ist ihre materielle Grundlage, ihr Geld. Man denke dieses einen Augenblick, nachdem man gegen Schwindel sich gewappnet hat, sich weg: die evangelische Kirche wäre nicht mehr. Wir brauchen es nicht auszumalen. Alle Frömmigkeit in den Herzen aber würde bleiben, alle Konventikel und Stundengemeinschaften würden bleiben und neue sich erheben in großer Zahl. Und das Bedürfnis der Menge, Größern zu Füßen zu sitzen und zu lauschen, würde bleiben. Und Propheten würde dieses Bedürfnis erwecken, kleine und große, Menschen, die sonst nie daran gedacht hätten. So wie in Frankreich vor hundert Jahren aus den Schreibstuben politische Talente und Genies pilzgleich aufschossen, als der König ging. Das könnten Propheten sein! von allem Menschendruck frei; nichts über sich, als den Gott im Himmel und im eignen Herzen. Es wäre am Ende gar so übel nicht.

Muß denn aber eine solche Katastrophe vorhergehen, wenn neues Leben werden soll? Nein, Freiheit könnte auch heute in dieser Kirche gegeben werden. Man höre auf, das Unmögliche zu fordern: die Einheit des Denkens nach alter oder neuer Formel. Man kehre zu Jesu selbst zurück und setze, wie er, die Gesinnung in ihr Recht. Sie ists allein, die Menschen von uns scheidet und Menschen mit uns zur Gemeinschaft verbindet. Panidealismus sei das Prinzip, das die Kirche Christi vereinigt. „Unter allerlei Volk, wer Gott fürchtet und rechtthut, der ist ihm angenehm.“ Ist das allzu frei? Fürchtest du den Grund zu verlieren, auf dem du erbaut bist? Einen andern Grund kann niemand legen, als der gelegt ist, Christus. Man kann nicht, nicht nur: man darf und soll nicht; es ist naturunmöglich. Es kann die Spur von seinen Erdentagen nicht in Aeonen untergehn. Immer bleibt er der Eckstein; aber weiterbauen darf man und soll man, ein jeder wie und was er kann. Bringt mancher auch nur Heu und Stroh zum Bau, laß es ihn bringen, und fürchte nichts, der Herr hat es ihn geheißen; es muß wohl gut sein zu irgend etwas, und hats dann ausgedient, so hat auch Gott noch Feuer, das Ueberflüssige zu verzehren. Meine nur nicht, du Däumlingmensch, daß du der Baumeister seist.

Laut fordert der Gang der Entwicklung, fordert Gottes immer fortschreitende Offenbarung, nachdem die Geister zum freien Denken erwacht sind, die Freiheit des Denkens, Gebundenheit nur in der freiwilligen Hingabe des Willens an Gott. Hingabe an Ihn! das sagen allerorten alle Herzen unter dem himmlischen Tag, jedes in seiner Sprache — warum nicht ich in der meinen? Laßt uns immerhin etwas verschiedne Sprachen reden; wir verstehen sie doch alle; Parther und Meder und Elamiter und wer es sei, „wir hören sie mit unsern Zungen die großen Thaten Gottes reden.“ Der Buchstabengeist des Zwangs und der Verfolgung, er zeitigt die Skandale, die wir gesehen haben. Der Skandal stirbt nicht ab in der evangelischen Kirche römischer Observanz. Aber der Pfingstgeist der Freiheit und der Liebe verständigt und einigt die, die sich ihm hingeben.

Alttestamentliche Predigten

2

Aber wozu denn überhaupt alttestamentliche Predigten? Gerade die Gegenwart betont mit Recht, daß sich uns alle und jede Gottesoffenbarung durch die Person Jesu Christi vermittelt oder wenigstens von ihr aus erst verständlich und gewiß wird. Ist es da nicht genug, Ihn und immer wieder nur Ihn zu predigen? Bleibt denn da überhaupt noch Zeit, von etwas Anderm zu zeugen?

Diese Gedanken haben etwas Bestechendes. Trotzdem müssen wir sie in solcher Ausschließlichkeit zurückweisen. Gerade weil wir von Jesu und immer wieder von ihm zeugen wollen, werden wir immer wieder in das Alte Testament zurückgewiesen. Man kann Jesum nicht verstehen ohne den Mutterboden, aus dem er hervorgewachsen ist. Oft genug weist uns gerade ein neutestamentliches Wort mitten ins Alttestamentliche hinein. Warum soll man diese Beziehungen nicht weiter verfolgen? Ohne das Alte Testament bleibt Christus unverständlich. Warum soll man nicht hin und wieder eine Predigt benutzen, um den Hintergrund auszuführen? Auch das will beachtet sein: Christus bringt weder eine neue Gotteslehre, noch zunächst einen neuen Inhalt des Sittengesetzes, er zeigt nur einen neuen Weg zu Gott und giebt neue Kraft zum sittlichen Handeln. Er selbst ist dieser Weg und diese Kraft. Aber die Grundlagen der christlichen Gottesanschauung und die einfachen sittlichen Gesetze hat der Christenglaube schon aus der werdenden Gottesoffenbarung Alten Testaments überkommen. Gerade in der Gegenwart erscheint es mehr denn je notwendig, auf diese Grundlagen zurückzugreifen. Um sie handelt es sich oft genug im gegenwärtigen Ringen der verschiednen Weltanschauungen, darum sind alttestamentliche Predigten recht zeitgemäß. Wie notwendig sind doch immer wieder Predigten über die einfachen schlichten Glaubensaussagen, wie sie zum Beispiel die Psalmen uns immer wieder bieten!

Aber zu dem allen giebt das Neue Testament doch auch Gelegenheit und vielleicht noch besser. Wenn man auf das Alte Testament zurückgreift, darf und kann man doch auch die Unvollkommenheiten und Menschlichkeiten nicht übersehen, die dort mit den Glaubensgedanken verbunden sind!

Wollen wir überzeugen, müssen wir immer ganz w a h r sein, nichts verhüllen und verschweigen. Aber vielleicht sind gerade diese Menschlichkeiten wertvoll. Es ist ebenso notwendig, über die Frage zu predigen, wie komme ich zum Glauben, wie zu schildern, was habe ich im Glauben — in der Gegenwart vielleicht sogar noch notwendiger. Dabei ist es aber unendlich wertvoll, all den Irrwegen des Menschentrotzes und der Menschenthorheit nachzugehen, der menschlichen Weise von Gott zu reden und mit Gott zu rechnen. Und gerade dazu bietet das Alte Testament die beste Gelegenheit, und zwar um so besser, je mehr man seine geschichtliche Eigenart hervortreten läßt. Gewiß, einzelne halb heidnische, halb naive Anschauungen der alttestamentlichen Gottesmänner sind heutzutage überwunden, wir lächeln vielleicht über die halb kindliche Art, von Gott zu reden und mit ihm zu leben. Aber man decke nur die Gedanken und Gefühle auf, aus denen heraus sie entstanden ist, und die Beziehungen auf die gegenwärtigen Seelenstimmungen ergeben sich. Und ganz abgesehen davon, in dem Eingehen auf die einzelnen sittlichen Lebensgebiete, auf das Familienleben, auf die Beziehungen zwischen Eltern und Kindern, Arm und Reich, Herren und Knechten kann das Neue Testament mit dem Alten nicht wetteifern. Eins hat das Alte von vornherein voraus, die lebendige Anschauung.

Das alles sind ja längst bekannte, allgemein zugestandne Thatsachen. Nun warum zieht man daraus nicht die Konsequenzen für die Praxis? Da ist nun freilich die böse Kritik.

Wie kann man denn über Abraham predigen, wenn er eine mythische Persönlichkeit ist? Und wie über die Sintflut, oder Henoch oder den Sündenfall, wenn man diese Abschnitte für ein Gemisch von Sage und mythologischer Dichtung ansieht? Von Bileams Eselin, von der stillstehenden Sonne, von den Mauern von Jericho und von andern Geschichten, die

u offen ihren sagenhaften Ursprung verraten, will ich gar nicht rst reden. Das will ich von vornherein zugestehen, es giebt lbschnitte, es giebt ganze Bücher im Alten Testament, über ie man nicht predigen kann. Wenn wir den alttestamentlichen anon, d. h. die Sammlung der religiösen Bücher des Judentums, aufzustellen hätten, würde er vielleicht anders ausfallen. lber das stört uns nicht. Die Anhänger eines starren Inspirationsbegriffs mögen sehen, wie sie mit ihren Bedenken fertig erden. Ganz glückt das selbst Taube nicht. Bei seinen Predigten über das erste Buch Mose muß er doch hin und wieder inen Abschnitt auslassen. Nicht jeder wird es fertig bringen ie der grundehrliche Mühe, eine Predigt über das ganze Buch Esther zu halten,*) oder gar über das Titelblatt der Bibel vom ersten Worte bis unten zu der Bemerkung: mit Stereotypen gedruckt in der Cansteinschen Bibelanstalt." Ich bin berzeugt, Mühe wird auch hierüber erbaulich und anschaulich redigen, aber nachahmen wird ihn hoffentlich darin keiner. Ich ill nicht abstreiten, manchem Abschnitt der heiligen Schrift immt die böse Kritik die Möglichkeit der Verwendung als Predigttext. Die naive Art, alles, was geschrieben steht, als uchstäblich so geschehen anzusehen, ist mit ihr unwiderbringlich ahin. Die Art, wie Kypke**) über Henoch, oder vor Zeiten Krummacher über Elias, oder Wunderling über den Durchzug urchs Rote Meer, oder Mühe am ersten Ostertag über die Höllenfahrt der Rotte Korah und die Höllenfahrt Christi predigen, ist mit einem geschichtlich gereiften Schriftverständnis nvereinbar. Und das ist allerdings der Grund, weshalb gegenwärtig weniger über das Alte Testament gepredigt wird wie rüher. Die weit überwiegende Mehrzahl hat auf der Universität soviel von der alttestamentlichen Kritik in sich aufgenommen, daß sie es nicht recht wagen, in der frühern Weise ber das Alte Testament zu predigen. Soviel ehrliches Wahrheitsgefühl tragen sie in sich, daß ihnen hierbei nicht wohl äre. Darum predigen sie lieber gar nicht darüber. Solche Zurückhaltung ist aller Ehren wert, aber der normale Zustand arf sie nicht bleiben.

Denn jede rechte Bibelkritik will zuletzt nicht niederreißen, sondern aufbauen. Schließlich soll und muß das urch sie vermittelte geschichtliche Verständnis tiefer in den wahren Zusammenhang der Entwicklung der Gottesgedanken nd Gottesführungen eindringen als die naive Anschauung. Wer jeden Zug der Volkssage für Wahrheit hält, verschließt ich dadurch selbst das psychologische Verständnis des geschichtlichen Kerns, der dem kritisch geübten Auge deutlich genug entgegentritt. Nun wäre es freilich verfehlt in der Predigt, diese Resultate der Kritik unmittelbar zu verwerten, und noch verfehlter es zu versuchen, die Gemeinde in ihre Arbeit selbst hineinschauen zu lassen. Zu jenem ist sie noch nicht reif, zu iesem wird sie es nie werden. Das fordert nicht nur eine ganz andre Energie des Glaubens, wie wir sie jetzt voraussetzen dürfen, sondern verkennt auch das eigentliche Wesen der Erbauung. Allerdings Aeußerlichkeiten machen es nicht. Wenn in Bremer Pastor***) statt des Gottesnamens Jehova die richtigere Form Jahwe auch in der Predigt anwendet, so muß er a wissen, ob er das seiner Gemeinde bieten kann. Schaden ann es nicht, wenn die Gemeinde merkt, daß ihr Pastor twas gelernt hat. Besser ist es jedenfalls, als wenn ein Pastor an dem Buchstaben der Lutherschen Uebersetzung hängen bleibt. Mühe†) hält es sogar für bedeutungsvoll, daß er Buchstabe „H," der aus dem Gottesnamen Jehova stamme, n die Namen Abraham und Sarah bei ihrer Aenderung eingewebt wurde! (vgl. 1. Mose 17, 5.) Man kann dies redliche Bestreben, auch dem Buchstaben gerecht zu werden, verstehen, wenn nan auch darüber den Kopf schütteln möchte. Wer über das Alte Testament predigen will, muß aus dem Vollen schöpfen, r muß das Wesentliche von dem Unwesentlichen zu scheiden vissen. Darum wird er über manchen Zusatz der rankenden

*) Alttestamentliche Evangelien aus Moses Leben. Leipzig, Böhme, 1883. Einleitung S. XI.

**) Von Moses bis Maleachi. Halle, 1896. S. 8.

***) Beeck, Wahrheit und Friede. Braunschweig, 1894. S. 135—146.

†) A. a. O. 279.

Phantasie stillschweigend hinweggehen, daneben aber auch kleine unscheinbare Nebenzüge in dem Gewebe des psychologischen Nachempfindens verarbeiten. Wem es aber noch nicht möglich ist — gegen sein Gewissen soll niemand reden —, sagenhaft ausgeschmückte Geschichten oder reine Dichtungen der religiösen Phantasie, die, wenn sie auch nicht wirklich sind, doch wahr sein könnten, erbaulich zu verwerten, dem bleibt trotzdem noch soviel religiöser Stoff in den Propheten und Psalmen, daß wir es nur bedauern können, daß diese Schätze der Gemeinde nicht öfter dienstbar gemacht werden. Besonders die Propheten haben durch die kritische Behandlung nur gewonnen, sie sind uns durch die moderne Wissenschaft viel näher gerückt, haben greifbare Gestalt gewonnen. Selbst Wellhausens Gegner können es ihm nicht abstreiten, daß er z. B. Jeremia ergreifend zu schildern weiß. Mögen für den religiösen Jugendunterricht die Familiengeschichten der Patriarchen hervorragend geeignet sein, in der Gemeindepredigt dürfen die gewaltigen Gestalten eines Jesajas und Jeremias nicht fehlen. Die wunderbar tiefen Trostreden des zweiten Jesaja (40—66) und das weite Feld voller Totengebeine bei Ezechiel 37 darf sich ein Prediger nicht entgehen lassen. Mit Recht stellt Bindemann nicht nur aus den Psalmen, sondern auch allein aus dem Jesajabuch eine Textreihe für ein ganzes Kirchenjahr zusammen. Aber ich meine auch die geschichtlichen Stoffe, die Opferung Isaaks (vgl. Christliche Welt 1896, Nr. 29), der nächtliche Gebetskampf am Jabbok (vgl. Christliche Welt 1896, Nr. 27), der Traum Jakobs von der Himmelsleiter, von D. Hoffmann in seinen „Christblumen" (3. Aufl. Halle, 1896) zu einer Weihnachtsansprache verwertet, die Gotteserscheinung im stillen sanften Sausen am Berge Horeb, ebenfalls ein ergreifender Weihnachtstext, berechtigter als manche sogenannte messianische Weissagung, u. s. w. lassen sich, ohne der geschichtlichen Wahrheit das Geringste zu vergeben, der Gemeinde erbaulich auslegen. Wie wirkungsvoll hat Naumann in der Gotteshilfe Jesaja sozial verwertet (1895, S. 83)! Ich dächte, das wäre eine Aufgabe, in deren Lösung die moderne alttestamentliche Theologie eine Ehrenpflicht sehen müßte, durch eine Handreichung für die Praxis zu beweisen, daß sie nicht zerstörend, sondern erbauend wirkt. Die ungemein reichhaltige und fleißige Zusammenstellung, die W. v. Langsdorff in seinen „Alttestamentlichen Perikopen," Leipzig, Richter, 1896, bietet, ist zu wenig geschichtlich orientirt, um uns zu befriedigen.

Hin und wieder ruht, wenn ich recht unterrichtet bin, das alttestamentliche und das praktische Fach in den theologischen Fakultäten in Einer Hand. Sollten diese Hände nicht fähig sein, der Gemeinde in der Not der Gegenwart zu helfen? Jahraus jahrein erscheinen immer neue Predigtreihen über die alten Perikopen; wer uns hier etwas Neues bieten würde, eine Predigtsammlung oder wenigstens eine Stoffsammlung für Predigten, die mit der Kritik vollen Ernst machte und doch der Erbauung der Gemeinde diente, dem würden viele dankbar sein.

Otto Baltzer

Rudolf Kögel als Dichter

Bei dem Flecken Westerland auf dem wogenumbrausten Sylt liegt ein einsamer Friedhof. Eine niedrige Mauer, von Feldsteinen gefügt und mit Gras bewachsen, umschließt zwei Reihen Gräber, die ein gerader Kiesweg trennt. Auf den einfachen Rasenhügeln stehen kleine schwarze Kreuze, eins wie das andre aus schlichtem Holz. Zu unterscheiden wären sie nur an den aufgeschriebnen Initialen und an dem darunter stehenden Datum. Manchmal auch ist dies die einzige Inschrift. Ueber der schmalen Gitterthür liest man die Worte:

Heimstätte für Heimatlose
Offenb. 14, 13

„Am Ruheplatz der Toten, da pflegt es still zu sein." Hier aber hört man statt „leisen Betens" das geheimnisvolle Brausen des Meeres, die tosende Brandung und das Rauschen der Wogen, die in unendlicher Melodie das ewige Lied der Schöpfung singen. Wer den geweihten Ort betritt

und zwischen den Ruheplätzen hinschreitet, sieht am Ende des kurzen Pfades einen einfachen Granitblock. Strandhafer umwuchert ihn, und die rot- oder weißbeglockte Erika ist der bescheidne Schmuck des Platzes, den kein Strauch ziert. Den Stein hat Carmen Sylva errichten lassen, und auf seiner vordern Fläche finden sich einige Verse, die die letzte Strophe eines Gedichtes ausmachen, das diesen Ort poetisch beschreibt und Gedanken ausspricht, die wohl jeder empfindet, der diese Stelle betritt, und die zu stiller Einkehr und ernstem Nachdenken anregen, wenn man sie daheim liest. Auf mich übten sie eine besondre Wirkung aus, als ich vier Wochen nach dem Heimgange des Dichters sein Wort unter den Klängen der „Orgel von Westerland" hier las. Dieser Dichter ist Rudolf Kögel, und sein Gedicht lautet:

Heimat für Heimatlose

So nah dem Strand ein stiller Raum,
Ein eingehegter Garten:
Will man bei Sturm und Wogenschaum
Hier noch der Blumen warten?
Ich trete ein. Zwei Gräberreihn
In Heidekraut und Moose.
Es sagt der Schrift erloschner Schein:
„Heimat für Heimatlose!"

Die mitleidslos das Meer geraubt,
Und die das Meer gab wieder,
Hier legten sie ihr bleiches Haupt
Von Wellen triefend nieder.
Schiffbrüchige — man kennt sie nicht,
Ob Schiffsherrn, ob Matrosen,
Nun träumen von der Heimat Licht
Die armen Heimatlosen.

Du Fremdling mit dem flüchtgen Sinn,
Zieh lachend nicht von hinnen,
Auf dein Woher, auf dein Wohin
Sollst du dich hier besinnen.
Noch eh der Abend niedersinkt,
Zerflattert Ruh und Rose.
Weh dem, dem nicht beim Scheiden winkt
Heimat für Heimatlose.

Du andrer Gast mit müdem Fuß,
Voll Schwermut und voll Sorgen,
Denk nicht bei diesem Kirchhofsgruß:
„Hier wär ich wohl geborgen!
Was treib ich noch von Ort zu Ort,
Ein Blatt im Sturmgetose?"
Ist wirklich Tod ein Ruheport,
Heimat für Heimatlose?

Wir sind ein Volk, vom Strom der Zeit
Gespült zum Erdeneiland,
Voll Unfall und voll Herzeleid,
Bis heim uns holt der Heiland.
Das Vaterhaus ist immer nah,
Wie wechselnd auch die Lose —
Es ist das Kreuz von Golgatha
Heimat für Heimatlose.

Beim Hören des Namens Kögel denkt jeder unwillkürlich an den berühmten Kanzelredner, den kundigen Theologen, den Verfasser einer ganzen Reihe von Erbauungsbüchern, als da sind: „Aus dem Vorhof ins Heiligtum," Predigten über das Vaterunser oder die Seligpreisungen, über den Römerbrief oder das Evangelium Johannis; mancher kennt auch seine „Geschichten zum Psalter" oder die als „Vaterländische und kirchliche Gedenktage" veröffentlichten Kasualreden. Ich muß noch die fünf „Vorträge und Betrachtungen" erwähnen, die er unter dem Titel „Ethisches und Aesthetisches" herausgab. Wem aber seine Gedichte (Bremen, 1891) nicht bekannt sind, dem fehlt ein freundlicher Zug in dem Bilde, das er sich von dem Manne macht. Wer den Dichter nur aus seinen theologischen Schriften kennt, sieht ihn vor sich auf der Kanzel des Domes und eine Gemeinde von Fürsten vor ihm; wer aber seine Gedichte liest, beobachtet ihn in seinem Studirstübchen oder lauscht seinen Gedanken auf einsamen Spaziergängen. Die Predigten zeigen ihn im Ornate und in der Würde des Amtes, die Gedichte den Mann, der sich von den Bürden des Berufes erholt. Und doch ist in beiden dieselbe Persönlichkeit, die das poetische Schaffen nicht als angenehmen Zeitvertreib betrachtet, sondern als eine not-

wendige Ergänzung der geistlichen Thätigkeit. Kögel ist d
Ueberzeugung, daß ihm mit dem Verleihen dichterischer B
gabung eine Pflicht auferlegt ist; denn:

Nicht in der Stillung unsers Bedürfnisses allein, nicht in d
Macht des Wissens nur findet das „Herrschet über die Erde" seine E
füllung — auch in dem Nachschaffen und Umbilden und Verklären du
die Hand der Kunst. Poesie heißt Schaffen, der Künstler von Gott
Gnaden ist ein Schöpfer im Kleinen. (Vgl. die Kunst in ihrer erziehend
Bedeutung für das Leben des Volkes. Ethisches und Aesthetisches, S. 7

Christus ist nicht gekommen, das Gesetz der Form und des Bilde
oder die Propheten der Ahnung und Sehnsucht aufzulösen. (a. a.
Seite 76)

Als Christi Diener will Kögel sie erfüllen. Scharf u
genau hat er es ausgesprochen, wie diese Aufgabe sich zu den
des Seelsorgers verhält:

Zu den Gütern der Wahrheit und der Reinheit gesellt die Ku
als drittes das Schöne und lebt darin ihr eignes Leben und ist
selbst ein Gesetz. Die Kunst ist der Widerschein des Heiligen; sie st
sich dar . . . als was schon die Alten sie zu ehren wußten, als We
zeug der Gottheit, als Verkündigerin göttlicher Geheimnisse, als E
hüllerin der Ideen, deren unentweihter Strahl nur reine Seelen
leuchte, kraft dieses Adels als Lehrerin der Völker. (a. a. O. S. 81)

Kögel betrachtet die „Phantasie als religiöses Orga
(a. a. O. Nr. 2), und so verraten auch seine Gedichte den groß
Kanzelredner. Es ist dieselbe knappe Sprache, derselbe Rei
tum an schönen Bildern und glänzenden Wendungen, diese
Fülle großer und weiter Gedanken, dieselbe Anschauung, g
tragen von dem gleichen Grunde. Ueberall weht dem Leser d
Hauch einer starken, eigengearteten Persönlichkeit entgegen,
mit der hervorragenden Begabung den Fleiß des Genies v
bindet. Beim Lesen der Gedichte mußte ich mehr als ein
an Nikolaus Hermann in Joachimsthal denken, von dem es hei

Wenn Mathesius eine gute Predigt gethan hatte, so ist der from
Kantor geschwind dagewesen und hat den Text mit den vornehms
Lehren zu Reimen und Formen gebracht.

Hier that es der geistliche Herr gleich selber. Aber d
Vergleich ist ohnehin äußerlich: wie Hermanns Lieder schl
sind, so sind Kögels feierlich, dabei immer ansprechend und t
gemütvoll; die frohe Naivität und ursprüngliche Frische,
Hermanns Verse auszeichnet, läßt sie wie Gesang ertönen u
hat sie populär gemacht; Kögels Gedichte dagegen in ihrer
wußten, vielleicht gar absichtlichen Erhabenheit erklingen
das Geläute der Kirchenglocken und sind ein Genuß für d
feine Ohr und den gebildeten Geschmack. Wenn ich so ein
großen Teil derselben als Predigtextrakte im besten Sinne
zeichnen möchte, so wird es Billigung finden, wenn ich von d
Gedichten ausschließlich geistlichen Inhalts keine Proben ge
um dafür den dichterischen Charakter durch eine reichere Au
wahl aus den übrigen schärfer beleuchten zu können.

Der kleine Band Gedichte umfaßt fünf Abschnitte, v
denen der erste keine Gesamtüberschrift trägt. Wenn ich n
Abrechnung der eben näher bezeichneten Poeme für diesen ein
Allgemeintitel vorschlagen dürfte, so wäre es dieser: Alles Ve
gängliche ist nur ein Gleichnis. Als Beispiel diene folgend
ebenfalls auf Sylt entstandne Gedicht:

Die Orgel von Westerland

Siehst du, wie sich Wellen türmen
Und die arme Mannschaft kämpft?
Hörst du, wie die Töne stürmen
Auf der Orgel ungedämpft?
In der Orgel klingt noch nach,
Wie die Flut das Schiff zerbrach.

Siehst du, wie vom Schaum getragen
Strandwärts treibt ein Menschenbild?
Hörst du, wie die Töne klagen,
All die Flöten weich und mild?
In der Orgel klingt noch nach
Seiner Seele letztes Ach!

Siehst du einen Engel schweben,
Einen Schläfer still im Arm?
Hörst du, wie die Töne streben
Aufwärts froh und sonder Harm?
In der Orgel klingt noch nach:
Willkommruf ward droben wach!

Weil der Gaſt im Sturmgetriebe
Hier ſein letztes Bette fand,
Gab zum Dank der Seinen Liebe
Dies Geſchenk an Weſterland.
Auf der Orgel toſt und koſt
Sturm und Friede, Schmerz und Troſt.

Wenn die Mehrzahl der erwähnten Gedichte lyriſch-didak-ſchen oder beſſer erbaulich-belehrenden Charakters ſind, ſo nden ſich doch auch zwei vor, die man mit einigem Rechte piſch nennen könnte, die aber ihrer ganzen Anlage nach eher n den Bereich der poetiſchen Stimmungsbilder gehören. Das rſte iſt „Chriſtnacht“ überſchrieben. Es führt uns in ſeinem Nebentitel „Bruder Berthold“ einen jungen gelehrten Mönch or. Obgleich dieſer kunſtverſtändig und künſtleriſch begabt iſt, ann er ſich doch nicht durch die Ausübung der Kunſt von einer Schwermut heilen. Dieſe läßt ihn ſelbſt in dem Befehl eines Obern, die Chriſtnacht in der Kloſterkirche durch ſeinen Geſang zu verherrlichen, eine läſtige Plage erkennen. Der Aerger über eine ſolche Zumutung treibt ihn hinaus:

Berthold ſtreift und irrt im Kloſtergarten,
Grübelnd hält er ſtill am Rohr des Brunnens,
Deſſen Waſſerſtrahl im Froſt erſtarb.
Wohl dir, daß du endlich, endlich ruhen darfſt,
Müde und betäubt vom eignen Rauſchen,
Armer, ſtets zum Sprung gehetzter Brunnen!
Ach, wie dir, ſo geht es auch dem Menſchen:
Ohne Ruhe erſt, dann ohne Leben!

Da weckt ihn das Rauſchen der Tannen, und indem er er Sprache der Natur lauſcht, iſt er unvermerkt zum Bienen-hauſe gekommen. Ein leiſes Summen darin, das in dieſer Jahreszeit wunderbar iſt, feſſelt ihn, und allmählich wird s ihm zur Predigt. Das Kloſtergeläut übertönt ihr Amen, erſcheint dem Bruder Berthold aber ſchon weniger unangenehm. Als er dann in der Kirche die glückſtrahlende Kinderſchar ieht und Heimaterinnerungen ſeine Seele erwärmen, da ſchmilzt das Eis, und gläubig froh, ſich ſelbſt zum Troſte und der Gemeinde zur Erbauung ſingt er thränenden Auges:

Gottes Sohn iſt Menſch geborn,
Hat verſöhnt des Vaters Zorn.

Das andre: „Die erſte Predigt,“ geleitet uns in den Gottes-dienſt eines Sylveſtermorgens. An Stelle des wenige Tage vorher verſtorbnen Geiſtlichen predigt heute ein Kandidat über den Gang der Jünger nach Emmaus. Mit feinem Realismus iſt die Gemeinde in ihrem Denkungskreiſe geſchildert. Nur wenige ihrer Glieder hören aufmerkſam zu. Die Neugierde oder der Schlaf, die Eitelkeit oder Träumerei verhindern die einen;

Halb iſt es Frohndienſt, halb Vergnügen

den andern, hier zu ſitzen. Ein Greis, der andächtig ſein ver-gangnes Leben an der Predigt geprüft, ſinkt plötzlich tot um. Dieſer Zwiſchenfall beendigt den Gottesdienſt. Während man den Toten hinausträgt, gelobt der Kandidat, von dieſem Er-eignis tief ergriffen:

Will predigen ſtets, als wärs nie wieder,
Ein Sterbender für Sterbende.

In der zweiten Gruppe ſeines Buches bietet Rudolf Kögel vier Gedichte dar unter dem Geſamttitel: Reformation. Es ſind Gelegenheitsgedichte, die durch die Entſchiedenheit, mit der ſie an den hohen Gütern jener großen deutſchen Bewegung feſt-halten, dem Theologen Kögel zur Ehre gereichen, dichteriſch aber das gewöhnliche Niveau der Schöpfungen ihrer Gattung nicht erheblich überſteigen. Die Ereigniſſe im Jahrhundert der Reformation und ihr Schöpfer ſcheinen für eine dichteriſche Ver-herrlichung zu groß. Wenn ich bedenke, daß eine Geſtalt wie Friedrich der Große keinen Sänger gefunden hat, ſo wundert mich das bei Luther viel weniger. Schiller trug ſich mit dem Gedanken, den großen König zum Helden eines Epos zu machen, er ſah aber bald ein, daß er einer ſolchen Aufgabe nicht ge-wachſen war. Wenn Schiller das bekennen muß, weſſen Kraft ſollte dann ausreichen, um einem Luther und ſeiner That gerecht zu werden? Unſre großen Dichter konnten Ziegel im Dome der Geſchichte verzieren; für Eckſteine waren ihre Meißel zu klein.

Dieſe Beobachtmng beſtätigt auch Kögel in ſeinen be-ſcheidnen Grenzen. Er überſchreibt die Stücke der folgenden Ab-teilung: In piam memoriam. Und merkwürdig: je unbedeutender die Perſönlichkeit iſt, deren unſer Dichter gedenkt, um ſo innigere Töne findet er, mit um ſo größerer Liebe vertieft er ſich in ſeinen Gegenſtand, und um ſo mehr weiß er den Leſer für dieſen zu gewinnen. Es wird hier Neanders und ſeines Lieb-lingsſchülers Hermann Roſſel gedacht; Tholuck wird als Ge-lehrter und als Lehrer gefeiert; die letzten Worte des Archäo-logen Otfried Müller: „Welche Säulen, welche Ausſicht,“ werden in kirchlichem Sinne paraphraſirt.

Auch Emanuel Geibel hat er einen Nachruf gewidmet. Der „fromme Harfner,“ „Lübecks Schwan“ ſtarb am Palm-ſonntag 1884. Im Metrum ſeines bekannten Türmerliedes, das denſelben Bau zeigt wie Kögels Lieblingschoral „Wachet auf! ruft uns die Stimme,“ feiert er ihn als „treuen Mann,“ der dem deutſchen Volk mit „keuſchem Lied“ begegnet iſt. Dieſen Ruhm darf auch Kögel für ſich beanſpruchen, und die einzelnen Redner haben wohlgethan, dem Heftchen, das die Worte am Sarge und am Grabe Kögels ſammelt, den Titel zu geben: In piam memoriam.

Es hieße eine wichtige Seite in Kögels Charakter über-ſehen, wollte man ſeine patriotiſchen Dichtungen nicht erwähnen. Er bietet ſie im „Anhang.“ Die beiden wertvollſten ſind: Vale, senex imperator!, das zum Begräbnis Kaiſer Wilhelms I. ge-dichtet wurde, und

Der 19. Juli 1870

Im Juli wars. Welch ein Bewegen
Am Wilhelmsplatz um Mitternacht!
Es grüßten ſich die alten Degen,
Der Fürſt von Deſſau rief zur Wacht.
Held Zieten ging ans Überlegen,
Und Seydlitz ſattelte zur Schlacht
Und ſprach dabei von Roßbachs Plane,
Und Graf Schwerin hob ſtolz die Fahne!

Zur ſelben Nacht — dort an der Wache,
Was macht den Scharnhorſt froh erſtaunt?
Und hat nicht York ein Wort wie „Rache“
Dem ehrnen Nachbar zugeraunt?
„Nun endlich kommen wir zur Sache!“
Der Vorwärts donnerts wohlgelaunt!
Im Auge wunderbare Flammen,
So halten Kriegsrat ſie zuſammen.

Zur ſelben Nacht — welch ſeltſam Regen
Im Mauſoleum am Altar!
Wer hebt ſich ſtill, um Schmerz und Segen
Auf ihres Sohnes greiſes Haar
Mit ernſter Geiſterhand zu legen?
Iſts nicht das tote Königspaar?
Wir fühlen, was ſie einſt gelitten,
Wir fühlen, was ſie heut erbitten!

So ſind mit König Wilhelms Scharen
Zu Häupten wie mit Schwanenflug
Die aus dem Krieg von ſieben Jahren,
Die aus des Eiſenkreuzes Zug,
Die Helden alle mitgefahren,
Bis wo die letzte Schlacht man ſchlug.
Wenn ſo die Himmel mit gewittern,
Dann muß der Feind auf Erden zittern.

So zeigen Kögels Gedichte, was ſeit den Zeiten der Nibelungen von der deutſchen Poeſie geprieſen worden iſt: Gottestreue! Freundestreue! Königstreue! und auch der vierten, der Liebestreue, wenn er ihr auch kein Lied weihte, hat er ſeinen Tribut geſpendet, indem er die Gedichte ſeiner Frau und ſeinen Kindern widmete.

P. Hoffmann

Verſchiedenes

(Ein anti-chriſtlichſozialer Aufruf) ging uns durch die Freund-lichkeit des Herrn Miſſionsinſpektors Zahn in Bremen zu mit der Auf-forderung zum Abdruck. Das Schriftſtück iſt lang und kommt ſo ſehr post festum, daß wir den Wunſch beim beſten Willen nicht erfüllen

können. Vor zehn, vor fünf Jahren noch wäre es vielleicht eine That gewesen. Heute sieht man nicht ein, was die achtzig Unterzeichner zu dieser Kundgebung getrieben hat. „Wir wissen wohl, daß der Zeitwind die Segel der Christlich-Sozialen schwellt.“ Die alten Christlich-Sozialen werden diesen chronologischen Irrtum mit Wehmut lesen. Die National-Sozialen trifft das ganze Schriftstück nicht; sie werden auch darin nicht genannt. Die Kirchlich-Sozialen werden genannt; ob und wie sie existiren, ist uns zur Zeit unbekannt. Die ebenfalls angeführten Evangelisch-Sozialen sind zum Teil sachlich ganz einig mit den Ausführungen des Aufrufs, als soziale Partei existiren sie nicht, sondern nur als Männer, die sich wie die Unterzeichner für das Verhältnis von Evangelium und sozialer Frage theoretisch und praktisch interessiren. Einzelne unter den Unterzeichnern, wie Pestalozzi und Zahn, haben ja schon längst ihre Meinung dazu gesagt, und wir haben gern von ihnen gelernt. Wir haben überhaupt in dieser ernsten Sache viel gelernt; die Männer des Aufrufs aber wiederholen alte Sätze, die darum nicht ergiebiger und praktischer werden, daß sie immer wiederholt werden. Die im Aufruf vertretene Geschichtsauffassung, daß die ganze „christlich-soziale“ Bewegung nur durch „das Beispiel der römischen Kirche“ hervorgerufen wurde, „die man beneidete wegen der politischen Rolle,“ ist falsch. Männer wie Naumann und Göhre sind, auch als sie noch christlich-sozial waren, niemals durch die Eifersucht auf die römische Kirche getrieben worden, und auch für Stöcker war, soviel wir das beurteilen können, der Seitenblick auf die römische Kirche höchstens mitbestimmend. Geradezu befremdend ist, daß der Aufruf so thut, als wäre die Vermischung des Evangeliums mit Politik erst durch die Christlich-Sozialen in die Reformationskirchen eingedrungen. Das Parteiwort Christlich-konservativ u. dgl. ist wohl den Unterzeichnern niemals begegnet? Es ist wohl nie unter dieser Losung Politik gemacht worden? Und bei allem Respekt vor der heilsamen Reinigungsthat der Reformation: die Verquickung von Staatsinteresse und Evangelium ist denn doch geschichtlich bis auf jene Zeit zurückzuverfolgen. Kurzum: der Aufruf hält in den verkündeten Grundsätzen Gutes, fast allgemein Anerkanntes, aber die Praxis ist übel beraten und der geschichtliche Untergrund nachlässig konstruirt. Wir haben uns mit dem Schriftstück nur darum so lange befaßt, weil wir für seine Uebersendung quittiren wollten.

R

(Noch einmal die Dünazeitung) Herr Burchard von Schrenck in Riga hat uns einen Sonderabdruck seines Artikels „Was ist von Ibsens neustem Drama John Gabriel Borkman zu halten?“ freundlichst übersendet. In seinem Begleitschreiben fordert er uns zum Widerruf auf, und verspricht uns, diesen Widerruf, wenn er gut ausfalle, in der Dünazeitung zu veröffentlichen. Unsre Leser können sich keine Vorstellung machen von dem Tone, in dem die Polemik des Herrn von Schrenck gegen unser Blatt und unsern Herrn Mitarbeiter gehalten ist. Dieser ist mit Ausdrücken beleidigt, die wir einfach nicht wiedergeben können. Es genügt, daß der Artikel als „eine absurde Scheußlichkeit,“ als „auserlesener Schmutz,“ die darin geübte Urteilsweise als „ruchlos“ gebrandmarkt wird. Das sind die noch einigermaßen unpersönlichen Wendungen. Wer da zu widerrufen hat, ist die Dünazeitung, die derartiger Polemik ihre Spalten geöffnet hat. Wir unsrerseits werden gern die Richtigkeit unsrer Auffassung des neusten Ibsenschen Stücks prüfen. Die Urteile darüber gehen ja auch sonst auseinander. Ueber den Charakter Borkmans zwar sind wir unsrer Auffassung sicher: er ist der bankerott gewordne Uebermensch, wie er in der Sphäre des modernen Geldverkehrs nicht genialer geschildert werden kann. Unsicher sind wir, genauer bin ich, welches die letzte Absicht des Dichters war, als er den jungen Borkman und Frau Wilson schuf, insbesondre welche Tragweite dem letzten Wort der Frau Wilson über Frida Foldal beizumessen ist. Ich neige mich einer edlern Auffassung zu, wenn ich auch nicht verkenne, daß unser Theaterpublikum schwerlich auf der moralischen Höhe steht, sich ohne bessere Hilfe des Dichters für sie zu entscheiden. Merkwürdigerweise übrigens beachtet die Dünazeitung diese eigentlich faule Stelle des Stücks fast gar nicht. Welche Deutung aber die richtige ist, wird schließlich nur Ibsen selbst entscheiden können. Aber er wird nicht entscheiden. Denn, so sagt Frau Charlotte Broicher in den Preußischen Jahrbüchern, in einer Besprechung, die wir der Dünazeitung empfehlen: „Ibsen ist hier ebenso fern davon, eine endgiltige Norm und Lösung aufzustellen, wie auch sonst. Liegt doch seine Größe vornehmlich darin, daß, wie bei Dichtern und Denkern, die ihn um Hauptеslänge überragen, die mannichfaltigsten Anschauungen, Tendenzen und Deutungen Raum haben, sich in ihm auszuleben, ohne doch sein persönlichstes Meinen zu ergründen. Nach seinem eignen Ausspruch ist er wohl gekommen, Fragen zu stellen, nicht aber sie zu beantworten; sonst müßte er ja ihre Lösung auf das Niveau seiner Erkenntnis herabstimmen.“ Ist es so, dann hat der Christ um so mehr Recht, sich aus der Dichtung das Gute und Fördernde herauszunehmen auf seine Weise, und darf es Andern zu überlassen, das Gift herauszusaugen.

R

(Die Hohenzollern und die Religionsfreiheit) Herr Geheimer Justizrat und ordentlicher Professor der Rechte Dr. Philipp Zorn in Königsberg hat unter diesem Titel eine kleine Schrift erscheinen lassen. Die Würde des Verfassers und der verschwenderische Druck des Aufsatzes lassen auf etwas ganz Besondres hoffen. Indessen mir ist nicht verständlich geworden, was den Herrn Professor bewogen hat, seine Ausführungen drucken zu lassen. Als eine wissenschaftliche Leistung wird er selbst seine Schrift nicht betrachten wollen; sie enthält weder neues Material noch eine neue Beleuchtung des Alten. Im wesentlichen paßt sie auf Lehmanns „Preußen und die katholische Kirche.“ Eine besonders akute Frage behandelt sie auch nicht; ich wüßte wenigstens nicht, daß abgesehen

von der extremsten Spielart des Antisemitismus irgendwer die religiö[s] Duldung in Frage gestellt hätte. Warum also wirft sich der Verfasse[r] zum Herold dieses „wahrhaft erhebenden Stückes hohenzollerscher Staats[-]weisheit“ mit solcher Eloquenz und Emphase gegen fingirte Gegner auf[?] Wollte er vielleicht dem Verdacht entgegentreten, daß er selbst und sein[e] kirchenpolitischen Freunde das Prinzip religiöser Duldung wenigsten[s] innerhalb der evangelischen Kirche sehr stark einschränken möchten, — ein Verdacht, der nach den maßlosen Reden der Landeskirchlichen Ver[-]sammlung vom Jahre 95, in deren einer ja auch Herr Zorn um de[n] Ruhm defensor fidei apostolicae zu sein gebuhlt hat, nur zu begründe[t] ist? Oder wollte er diesen unduldsamen Bestrebungen mit einem geschickte[n] dialektischen Fechterkunststück ein Mäntelchen umhängen? Fast muß ma[n] dies glauben, wenn man am Schluß seiner Ausführungen liest, daß e[r] den Vorwurf, an dem Staatsgrundgesetz der religiösen Duldung z[u] rütteln, in schärfster Form gegen — die moderne Theologie richtet: „Viel[-]leicht die traurigste Form religiöser Intoleranz ist jene hochmütig[e] wissenschaftliche Verirrung, die unter dem Deckmantel der Freiheit s[ei] es zu Gunsten theologischer Systeme, sei es zu Gunsten eines krasse[n] Materialismus, der doch das Lebensrätsel nie lösen kann und nie löse[n] wird, dem alten schlichten Christenglauben, der da glaubt, wo kein Verstan[d] der Verständigen zu sehen und zu erklären vermag, das Recht de[r] Existenz abzusprechen nicht übel Lust zu haben scheint.“ Mit diese[m] effektvollen, in gesperrtem Druck ausdrücklich als praktisches Ziel hervor[-]gehobnen Satze schließt die Schrift; es folgt nur noch ein nicht zu[r] Sache gehöriger bombastischer Appell an das Zeugnis des Kolosseum[s] und der Katakomben wider alle Intoleranz. — Ich habe lange keine [so] absichtliche und böswillige Provokation der modernen Theologie gelese[n] wie diese. Es ist, als ob es dem Verfasser darauf angekommen wär[e] zu beleidigen und zu verletzen, wie auch schon manche andre Aeußerun[g] seines Mundes den Eindruck eines vom Parteigeist verwirrten Fanatismu[s] gemacht hat. Aber solche Pfeile fallen schließlich auf den Schützen selb[st] zurück. Intoleranter als diese Worte ist kaum eine Verdammungsbul[le] römischer Päpste gewesen.

Erich Förster

(Einhundert) Im Königreich Sachsen hat vor kurzem ein Kandida[t] seine hundertste Bewerbung um ein Amt erlitten. Er gehört keines[-]wegs zu den untüchtigen. Auch in andern Landeskirchen kommt der[-]gleichen vor. Wie demoralisirend kann das wirken! Da muß man fa[st] wünschen, daß die in Nr. 2 geweissagte Zeit der umgekehrten Kandidaten[-]not bald anbricht. Wir wären übrigens sehr dankbar, wenn Freund[e] unsres Blattes, die als Patrone oder sonst bei Stellenbesetzung mitzu[-]wirken haben, jeweilen auch unsre Vermittlung in Anspruch nehme[n] wollten.

R

(Zur Nachricht) Die Redaktion hat den sächsischen Bußtag nic[ht] rechtzeitig beachtet, daher empfangen die Leser heute nur einen Boge[n]. Auch die Quittung ist zu Gunsten eiliger Herstellung der Numme[r] heute weggefallen, sie folgt in nächster Nummer.

D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 11 der „Chronik der Christlichen Welt

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Freunde der Christlichen Welt
in Frankfurt am Main und Umgegend
treffen sich **an jedem ersten Montag im Monat nachmittags** 4—6 U[hr]
in Frankfurt a. M., **Rosenau**, Reuterweg 8. April fällt aus. 3. Ma[i]
Die Wahrheit der christlichen Religion.

Kleineres
Haushaltungs-Pensionat
für junge Mädchen zur Ausbildung im Hauswesen. Christliche Hausordnung. Zimmer für Erholungsbedürftige. Industrieschule am Ort. Englisch, Französisch, Litteratur und Handarbeitsunterricht im Haus. Gesunde Gegend, schöner Garten. Eintritt jederzeit.
Frau Oberpfarrer Naumann, geb. Ahlfeld. Schwarzenberg im Erzgebirge.

Pension
gesucht für j. Mädchen, schwierige[n] Charakters; bevorzugt kinderlose[s] ländliches Pfarrhaus, erwünscht gu[te] Verpflegung, rege wirtschaftlic[he] Thätigkeit, alleinige Pensionäri[n]. Näher. „Invalidendank“ sub N 82[…] Berlin W, Unter den Linden 2[…]

Verlag v. Fr. Wilh. Grunow in Leipzig
Hefte zur Christlichen Welt
Kürzlich ist erschienen:
Nr. 25. **Die gegenwärtige Lage des Protestantismus.** Von Adolf Harnack. Preis 40 Pfg.

Pianinos, Harmoniums,
von ℳ 400.— an. von ℳ 80.— an.
Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Alle Vorteile. Höchster Rabatt. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, franco. Nichtgefallende Instrumente auf meine Kosten zurück.
Wilh. Rudolph, Giessen 162.